

dtv



Stefan aus dem Siepen

*Aufzeichnungen  
eines*

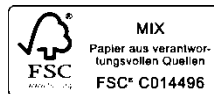
KÄFER  
SAMMLERS

*Unzeitgemäße Erzählungen*

dtv

Von Stefan aus dem Siepen sind  
bei dtv außerdem erschienen:  
Die Entzifferung der Schmetterlinge (14208)  
Das Seil (14345)  
Luftschiff (14513)  
Der Riese (26025)  
Das Buch der Zumutungen (28061)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



2018  
Originalausgabe  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München 2018  
Gesetzt aus der Adobe Caslon  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28149-2

# AUFZEICHNUNGEN EINES KÄFERSAMMLERS



## DER MANN MIT DEN ZWEI DAUMEN

Der »Mann mit den zwei Daumen« war die Attraktion, die im ganzen Land bekannte Glanznummer des Zirkus. Die bunten Plakate, die zu Reklamezwecken an Bäumen und Litfaßsäulen angeschlagen wurden, kündigten markt-schreierisch, in schmetternden Lettern, wie ein vorauseilen-der Tusch der Zirkuskapelle, sein Kommen an. Außer ihm fand nur noch die Löwennummer Erwähnung, doch schon in deutlich kleinerer Schrift, wie eine Nebensächlich-keit, die in Anbetracht des Ruhmes, den der Mann mit den zwei Daumen genoss, kaum der Erwähnung wert war. Alle übrigen Nummern – die Kunstreiterin Isabella mit ihren sieben Schimmeln; der Clown Wladimir, der auf der Trompete spielen und dabei einen Kopfstand machen konnte; Herkules, der Muskelmann, der Eisenstangen verbog und Ketten zerbiss –, sie alle blieben ungenannt. Neben dem Mann mit den zwei Daumen wären sie abgefallen, zugleich jedoch hätten sie ihm, weil auch das Unbedeutende imstande ist, ablenkende Wirkung zu entfalten, einen Teil der ihm zustehenden Aufmerksamkeit entzogen. Selbst die Löwennum-

mer wurde nur erwähnt, um den Eindruck zu vermeiden, als habe das Programm außer der Daumennummer nichts Spektakuläres zu bieten – dies konnte der Zirkus, so viel Wert er auch darauf legte, sich seiner Hauptattraktion zu rühmen, dann doch nicht zulassen.

In früheren Zeiten, als seine Laufbahn begann, war der Mann mit den zwei Daumen nicht im Zirkus, sondern in Nachtclubs und Varietés aufgetreten. Dort hatte er sich wie ein Fremdkörper, ein Verirrter gefühlt; stets hatte ihn der Gedanke bedrückt, er biete seine Kunst am verkehrten Ort, auf der falschen Bühne dar. So war ihm der Tag, als er zum ersten Mal im Zirkus auftrat, und gleich in einem der bedeutenderen des Landes, als ein Schritt nach vorn, eine Befreiung aus verquerten Verhältnissen erschienen. Freilich, auch an seiner neuen Wirkungsstätte geschah es noch, dass ihn ein Gefühl der Unzugehörigkeit, der Deplatziertheit beschlich; zwar war er überzeugt, dass der Zirkus derjenige Ort war, an dem seine Kunst sich am besten darbieten ließ, und doch wurde er die Sorge nicht ganz los, es könne auch hier zu einer Verwechslung der Sphären, einer Verwischung der Rangverhältnisse kommen: Durfte man ihm wirklich zumuten, in einer mit Sand bestreuten Manege aufzutreten, umgeben von Spaßmachern, Kraftmenschen und Tierbändigern?

Die eigentliche Schwierigkeit bestand darin, dass seine Kunst etwas Außerordentliches, mit gewöhnlichen Begriffen nicht zu Fassendes, über alle bekannten Kategorien Hinausschießendes besaß. Daher konnte es auch keinen Ort geben, der für sie ganz und gar passend gewesen wäre, der für all ihre Eigentümlichkeiten und Finessen einen vollkom-



menen Rahmen abgegeben hätte. Aber – wog dies letztlich so schwer? In seinen zuversichtlichsten Stunden, in denen er alles Selbstvertrauen und allen Künstlerstolz zusammenraffte, konnte er sich sagen: »Wenn es für meine Daumen keinen rechten Ort gibt, dann ist jeder Ort für sie der rechte.« Tatsächlich war die Wirkung, die seine Kunst auf die Menschen entfaltete, so stark, dass es ohne Bedeutung war, wo er sie darbot. Der äußere Rahmen konnte die Wirkung seiner Daumen weder steigern, noch vermochte er ihr Abbruch zu tun – sobald die Nummer begann, vergaßen die Zuschauer schier, wo sie sich befanden.

Wer den Mann mit den zwei Daumen je erlebt hatte (oder den »Daumen-Mann«, wie er, um der leichteren Sprechbarkeit willen, zumeist genannt wurde), bewahrte in der Erinnerung für immer jene gesteigerte, sozusagen festliche Empfindung, die der Anblick des Einmaligen erzeugt. Gewöhnlich erfolgte der Auftritt in der Mitte des Programms, wenn das Publikum durch die vorangehenden Nummern bereits in fröhlich-animierte Stimmung versetzt war, jedoch noch keine Zeichen von Sättigung und beginnender Zerstreuung zeigte. Der Daumen-Mann betrat die Manege, er trug einen schwarzen, schlicht geschnittenen, unauffällig wirkenden Anzug, der sich in merklicher Weise von den überkandidelten, ins Phantastische und Operettenhafte spielenden Kostümen der übrigen Artisten unterschied. Dergleichen hatte er nicht nötig: Er vermied in seiner Erscheinung alle Übertriebenheiten, es war sein Ehrgeiz, ohne trickreiche Hilfsmittel, dick aufgetragene Effekte auszukommen, stattdessen wollte er allein durch seine Kunst wirken, nur das

Eigentliche und Wesentliche zum Publikum sprechen lassen – seine Daumen.

Eines immerhin fiel doch an ihm ins Auge: Seine Hände waren in einem besonderen, eigens für ihn angefertigten, um nicht zu sagen: erfundenen Kleidungsstück verborgen, einer Art Muff, wie ihn die Damen an kalten Wintertagen tragen – jedoch nicht aus Pelz, sondern aus weinroter Seide. Er hielt die Hände in Höhe der Brust, ein Stück vom Körper abgerückt, trug sie gleichsam vor sich her und in die Manege hinein, wie etwas Empfindliches und Kostbares, das seiner Obhut anvertraut war. Diese Haltung stand zu seiner sonstigen Zurückgenommenheit in Widerspruch, in ihr mochte man eine Spur von Theatralik, von herausgekehrtem Anspruch erkennen, doch wie auch nicht: Die Aufmerksamkeit auf seine Hände zu lenken, folgte aus dem Wesen der Darbietung – wenn er seine Bescheidenheit auch auf diesen Punkt erstreckt hätte, wäre sie ins Unglaubliche und Heuchlerische umgeschlagen.

Immer empfing ihn ein großer, wohlgenährter Begrüßungsapplaus. Es war nicht jener kurze und routinemäßige Beifall, der noch dem unbedeutendsten Artisten als freundlicher Vorschuss auf seine kommenden Bemühungen ausgezahlt wird – nein, die Zuschauer verneigten sich vor dem überragenden Künstler, dessen Name überall mit Respekt und Bewunderung genannt wurde. Sie wussten, dass die vorherigen Darbietungen nur ein Vorspiel gewesen waren, und gaben sich dem erregenden Gefühl hin, dass nun der Höhepunkt bevorstand. Der Daumen-Mann vollführte kleine Verbeugungen und drehte sich dazu im Kreis – er wollte den

Zuschauern im gesamten Rund, mit gleichmäßig ausgeteilter Höflichkeit, für die Begrüßung danken. Der Ausdruck seines Gesichts war ernst und gesammelt: Er genoss diesen erhebenden Augenblick, kostete die Verehrung aus, die ihm zuteilwurde, und hielt sich doch zugleich im Griff: Er durfte seinen Gefühlen nicht nachgeben, musste alle geistigen und seelischen Kräfte auf das Kommende richten. Als er sich zweimal gedreht hatte, ließ er noch eine kleine Weile verstreichen, gab dem Publikum Gelegenheit, seine Begeisterung zu verströmen, dann machte er eine Verbeugung, die ausgeprägter als die vorangegangenen war – die Zuschauer verstanden den Wink, und der Beifall verebbte.

Der Daumen-Mann steht regungslos da. Plötzlich erlöschen alle Lichter, die Manege hüllt sich in Finsternis. Ein Scheinwerfer strahlt auf, in der Schwärze gleißend, er ist auf den Daumen-Mann gerichtet, hüllt ihn in einen weißen Kreis. Der dunkle Anzug, der rote Muff, das helle Gesicht treten scharf, wie mit einem Stift nachgezeichnet, hervor. Stille verbreitet sich auf den Rängen; es ist, als habe der Daumen-Mann selbst, unter Einsatz seiner Autorität, den Befehl zum Schweigen gegeben. Die Erwartung füllt wie eine starke, fast schon körperliche, mit Händen zu ertastende Macht das Zelt.

Eine schemenhafte Gestalt wird sichtbar, es ist die Gehilfin des Daumen-Mannes, sie huscht mit affektierten Schritten durch die Manege. Als sie in den Lichtkreis tritt, lodert ihr üppig-blondes Haar, das mit einer Feder geschmückt ist, wie entzündet auf; ihr Kleidchen ist mit silbernen Pailletten bestickt und glitzert und funkelt im Licht. Trommelwirbel

setzt ein. Der Daumen-Mann hebt den Muff in die Höhe, rückt mit einer Bewegung, die voll gespanntester Konzentration ist, seine Schultern zurecht. Die Gehilfin tritt nahe an ihn heran, streckt ihre Arme aus und umfaßt, während die Feder über ihrem Kopf tänzelt, den Muff. Der Trommelwirbel schwillt an, wird zu einem metallischen Rauschen, der Daumen-Mann beginnt, seine Hände hervorzuziehen – langsam gleiten sie aus der Umhüllung, erst werden die weißen Manschetten des Hemdes sichtbar, dann ein Streifen der Handgelenke –, er hält inne, scheint vor dem Letzten, dem Entscheidenden zurückzusehen, seine Augen schließen sich – jetzt reißt er die Hände hervor und hebt sie mit triumphierendem Schwung in die Höhe. Die Zuschauer sind starr, niemand nimmt einen Atemzug, alle blicken auf die Daumen, die in die Helligkeit ragen. Klein sind die Daumen, zum Verschwinden klein, nur zwei winzige Striche in der Weite des Zeltes – wie Daumen eben sind. Die ersten regen sich auf ihren Plätzen, es gelingt ihnen, die Lähmung ihrer Körper zu überwinden, einzelne rufen »Ja!« und »Bravo!« in die Schwärze hinein, da löst sich der Bann, mit plötzlicher Gewalt bricht der Beifall los, alle springen von ihren Sitzen, klatschen in die Hände, trampeln mit den Füßen –

Der Daumen-Mann zeigt seine Daumen nach allen Seiten, ruhig und würdig, wie man etwas Großes den Blicken der Menschen darbietet, zugleich voller Ergriffenheit, denn er ist diesem Augenblick, in dem seine Kunst sich erfüllt, ganz hingegeben. Dann setzt er sich in Bewegung und schreitet, die Daumen hoch erhoben, die Manege ab. Der Lichtkreis zieht mit ihm, ist sein treuer Begleiter in der

Schwärze, umfängt ihn wie eine schimmernde Aureole. Die Zuschauer lehnen sich auf ihren Plätzen vor, genießen die wunderbare Szene, auf die sie so lange gewartet haben und die sich vielleicht nie in ihrem Leben wiederholen wird. Bei jedem Schritt bewegt der Daumen-Mann rhythmisch die Daumen auf und ab, teils weil sich der Takt des Gehens seinen Händen mitteilt, teils weil er die Spannung, die in seinem Körper vibriert, nicht zu zügeln vermag. Dreimal macht er die Runde; dann verbeugt er sich und geht mit zielstrebigem Schritt, so rasch, dass der Sand unter seinen Füßen aufwirbelt, aus der Manege.

Während draußen die Lichter aufleuchten, die Zuschauer ihren Beifall zu neuer Kraft anschwellen lassen, steht der Daumen-Mann, erschöpft und tief atmend, hinter der Arena. Sein Körper ist mit Schweiß bedeckt, der Anzug spannt sich, als sei er unversehens zu eng geworden, um seine Brust, der Kragen seines Hemdes ist durchfeuchtet und drückt ihm gegen den Hals. Zwar hat seine Darbietung nicht lange gedauert, scheint wie im Fluge vorübergeeilt zu sein, und doch hat sie ihn angegriffen, ihm ein Letztes an Anstrengung und Einsatz abgefordert. Während der kurzen Spanne, in der sein Auftritt sich zusammenballt, muss er mit jeder Faser seines Selbsts gegenwärtig sein, muss alle seelischen und geistigen Kräfte auf die Daumen richten, sie in ihnen bündeln ...

Er lauscht hinaus. Das Publikum fordert ein *Da capo*, noch einmal soll er vor sie hintreten und seine Daumen zeigen. Nun, er wird es tun, dies gehört zum wohlkomponierten Ablauf, doch nicht sogleich. Er darf es seinen Bewunderern nicht zu leicht machen, sie müssen ihn rufen, müssen sich

sein Erscheinen durch geduldiges Klatschen verdienen; auch sollen sie eine Weile ihren eigenen Jubel auskosten, nach der überstarken Erregung, in die sein Auftritt sie versetzt hat, neue Spannkraft für den Fortgang des Spektakels sammeln.

Er blickt auf den Vorhang, der ihn von der Manege trennt. Es ist ein rosafarbenes Stück Stoff, so dünn, dass das Licht hindurchschimmert, nicht mehr als ein Hauch, schwebend zwischen ihm und dem Publikum. Ein sonderbares Gefühl steigt in ihm auf, das er kennt, immer wieder befällt es ihn in jener flüchtigen Pause nach dem ersten Auftritt. Die Manege, das Klatschen und Rufen der Zuschauer scheinen ihm fern, in eine unheimliche Weite entrückt. Zwar braucht er nur ein paar Schritte zu tun, um wieder im grellen Licht zu stehen, und doch ist ihm zumute, als müsse er eine gewaltige Strecke durchmessen, sich ein Äußerstes an Anstrengung abringen, um dort hinauszugelangen. Auch gewinnt der Beifall jetzt einen trügerischen, unwirklichen Klang, es ist, als gelte all die Begeisterung gar nicht ihm, sondern einem anderen – er lauscht ihr wie ein Unbeteiligter, ein Außenstehender, ein Gleichgültiger ...

Er zieht ein Taschentuch hervor, um sich die feuchte Stirn, die vor Erregung glühenden Wangen zu betupfen. Eine Verzagtheit packt ihn, ein nervöses Missgefühl, dem er keinen Namen geben kann. Wie wäre es, wenn der Applaus dort draußen ... plötzlich schwächer klänge, oder wenn er gar ausbliebe? Wenn die Zuschauer sich spröde und abweisend zeigten, mit dem Anblick seiner Daumen nicht zufrieden wären? Gewiss, der Gedanke ist absonderlich, keine Sorge könnte unbegründeter sein, gerade jetzt, da der Jubel seinen

Höhepunkt erreicht, jenseits allen Zweifels steht – und doch, das Unbehagen ist da, und mit jeder Sekunde, die er auf den Vorhang blickt, dem Klatschen und Johlen lauscht, gewinnt es an Kraft ...

Wer weiß, vielleicht ist dies nur die Angst, die jeder Künstler kennt: dass das Publikum ihn verschmähen, seiner Kunst die kalte Schulter zeigen könnte. Die Zuschauer sind ja nicht etwa blind und kritiklos – im Gegenteil! Sie verfolgen jede einzelne Darbietung mit wacher Aufmerksamkeit, es fällt ihnen nicht im Traum ein, ihre Gunst mit leichter Hand zu verschenken, stattdessen spenden sie ihren Beifall mit Bedacht, können anspruchsvoll bis zum Übertriebenen und Heiklen sein, und wenn sie nicht zufrieden sind, lassen sie alle Zurückhaltung fahren, brechen in Pfiffe und hemmungslose Buhrufe aus – so wie letztens bei der Pferdenummer, als einer der Schimmel, wild mit den Hufen stampfend und ausschlagend, seiner Gebieterin Isabella den Gehorsam verweigerte ...

Wie dürfte er erwarten, dass es im Publikum nicht diesen oder jenen gibt, der seine Daumen reserviert, mit heimlichem Kopfschütteln betrachtet? Wie sollten unter so vielen Menschen nicht auch ein paar Zweifler sitzen, die für die Reize seiner Kunst unempfänglich sind, die nicht begreifen können, warum die Welt so großes Aufhebens von ihr macht? Gewiss, noch mögen es nur Einzelne sein, über das Zelt hin Verstreute, und sie sind klug genug, sich ihre Ablehnung nicht anmerken zu lassen, denn sie wissen, dass die Mehrheit keinen Sinn für sie hat – noch nicht. Doch der Widerstand wird wachsen, die Zweifel werden sich heimlich,

im Unterirdischen, auf verborgenen Kanälen verbreiten, die Zahl der Gegner wird größer und größer werden – und bald werden sie aufhören, mit ihrer Ablehnung hinter dem Berg zu halten, werden sie laut und klar, in auftrumpfenden Worten verkünden, und was heute nur die Sache einiger weniger ist, steigert sich bald zu einer großen, allgemeinen Opposition!

Gerade dass die Menschen jenseits des Vorhangs ihm so enthusiastisch applaudieren, dass seine Daumenkunst, wo immer er sie darbietet, mit vollkommener Regelmäßigkeit, ohne je die geringsten Spuren von Abnutzung zu zeigen, bewährt: Gerade dies besitzt einen verdächtigen Zug. Muss nicht, was sich zu solcher Höhe emportürmt, früher oder später ins Wanken geraten? Irgendwann hat jede Kunst die Zeitspanne erschöpft, die ihr zugemessen ist, in der sie es vermag, die Menschen für sich einzunehmen. Jede große Wirkung, die ein Künstler hervorbringt, ist letztlich ein Wunder: Auf geheimnisvolle Weise entsteht sie, und auf geheimnisvolle Weise erlischt sie wieder. Das Klatschen dort draußen – hat es nicht etwas Krampfhaftes, Überspanntes, Hysterisches? Droht es nicht, jeden Augenblick an sich selbst irre zu werden, in sein Gegenteil umzuschlagen? Je länger er hinaushört, desto mehr scheint ihm, dass der Beifall kaum noch Ähnlichkeit mit einem Klatschen hat, dass er vielmehr einem Johlen gleicht, einem überdrehten, höhnischen, bis zum Wahnsinn sich steigernden Gelächter ...

Der Daumen-Mann ballt die rechte Hand zur Faust und presst sie sich gegen die Stirn. Er darf die Zuschauer nicht länger warten lassen, darf ihren guten Willen nicht überfor-



dern – es wäre ein handwerklicher Fehler. Gerade wenn es stimmt, dass sich im Zelt auch Gegner verborgen halten, ist er gut beraten, sich nicht die kleinste Ungeschicklichkeit zu leisten. Die Zweifler würden sich die Hände reiben, wenn er jetzt den Selbstgefälligen gäbe, der sich allzu lange bitten lässt, den Verwöhnten und Koketten, der mit der Gunst seiner Anhänger ein Spiel treibt ...

Er führt seine Daumen, erst den rechten, dann den linken, an die Lippen und drückt auf sie einen Kuss. So tut er es vor jedem Auftritt, aus einem törichten Aberglauben heraus, einer Künstlermarotte, über die er selber manchmal lächeln muss und die er doch niemals aufgeben wird. Der Kuss flößt ihm Kraft ein, er ist wie eine Besiegelung des Glaubens an sich selbst und seine Kunst. Dann zieht er den Vorhang beiseite und geht hinaus.



## ICH VERLANGE EINE AUSSPRACHE

Gestern Abend habe ich mich mit Stucken getroffen, in der Kneipe neben dem Rathaus, wo wir jeden Dienstag unseren Schoppen Rotwein trinken. Bis Mitternacht saßen wir unter den gemauerten Bögen, wussten uns so viel zu erzählen, als hätten wir uns seit Monaten nicht gesehen, und am Ende waren wir in so übermütiger Laune, redeten so weinselig und lautstark aufeinander ein, dass die Kellner sich genötigt sahen, uns dämpfende Blicke zuzuwerfen. Und doch, als ich später durch die Dunkelheit nach Hause ging, war ich niedergeschlagen, spürte wieder jenen unterschwelligten Zorn, der mich nach jedem Zusammensein mit Stucken befällt, denn die *Aussprache*, die ich mit ihm führen will, jenes große, die Dinge zwischen uns klärende Gespräch, das seit Jahren zwar nicht der einzige, doch ohne Zweifel der wichtigste Grund ist, der mich Woche um Woche in diese Kneipe treibt, hatte wieder nicht stattgefunden.

Jedes Mal, wenn ich zu der Aussprache ansetzte, bemerkte Stucken es sogleich, denn an Klugheit und Wachsamkeit fehlt es ihm nicht, und nach so vielen Jahren kann er bereits

an winzigsten Veränderungen meines Tonfalls oder Augen-  
ausdrucks erkennen, worauf ich hinauswill. Dann ließ er auf  
seinem rundlichen, um nicht zu sagen feisten Gesicht ein  
Lächeln erscheinen und zog fast unmerklich, nicht länger als  
für den Bruchteil einer Sekunde, die Brauen über der Nasen-  
wurzel zusammen – mehr bedurfte es nicht, um mich in die  
Schranken zu weisen, gleich lenkte ich das Gespräch in eine  
andere Richtung, denn auch ich habe inzwischen ein feines  
Sensorium für Stuckens Andeutungen entwickelt, und kein  
noch so diskreter, nur eben die Schwelle zur Wahrnehmbar-  
keit erreichender Wink, mit der er die Aussprache von sich  
abwehren will, könnte mir entgehen.

Früher hielt ich seinen Widerstand gegen die Ausspra-  
che für eine bloße Laune, eine halb spielerische Unwillig-  
keit, hinter der sich nichts Bemerkenswertes verbarg und die  
ich, aus freundlicher Rücksichtnahme, gern zu akzeptieren  
bereit war. Die Angelegenheit, um die es bei der Aussprache  
gehen soll, schien mir belanglos, und ebenso wenig konnte  
ich mir vorstellen, dass sie für Stucken irgendeine Bedeutung  
besitzen sollte – daher wäre ich der Letzte gewesen, ihm die  
Aussprache aufzudrängen. Mit der Zeit jedoch stellte ich  
fest, dass ich seinen Widerstand unterschätzt hatte, dass er  
mit eigensinniger Zähigkeit an ihm festhielt, ja dass er of-  
fenbar die Absicht hatte, sich der Aussprache ein für allemal  
zu entziehen. Dies nun wiederum irritierte mich, ich konn-  
te oder wollte nicht verstehen, warum Stucken ein Gespräch  
über eine Angelegenheit, der keiner von uns beiden die ge-  
ringste Wichtigkeit beimaß, so hartnäckig verweigerte; ich  
fühlte mich herausgefordert, auch meinerseits nicht nach-